

Verbundkatalog Kalliope

In: Neue Literarische Welt. 3. Jg., Nr. 5.

Über das nationale Gefühl.

Mann, Monika

1952-03-10

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

NEUE LITERARISCHE WELT

Herausgegeben von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung

NUMMER 5

3. JAHRG.

NEUE LITERARISCHE WELT („Das literarische Deutschland“ 3. Jahrgang). - Zeitung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. - Für die Redaktion verantwortlich: Oskar Jancke. - Redaktion: Darmstadt, Ernst-Ludwig-Haus, Tel. 3063. - Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Rezensionsexemplare sind ausschließlich an die Redaktion zu senden. - Nachdruck nur mit Quellenangabe.
Druck von Wittich & Stichnotte in Darmstadt.

DARMSTADT

10. März 1952



Verlag: Montana-Verlag GmbH, Darmstadt, Alexandraweg 38, und Montana-Verlag AG, Zürich, Bahnhofstr. 74. - Die „NEUE LITERARISCHE WELT“ kostet einzeln 0,70 DM/Sfrs., vierteljährlich 4,- DM/Sfrs. und jährlich 16,- DM/Sfrs.; zuzüglich Porto. - Bezugsbedingungen für das übrige Ausland sind beim Verlag zu erfragen. - Bestellungen nehmen die Buchhandlungen, die Post und der Verlag entgegen, der ebenfalls über die Anzeigenpreise Auskunft erteilt. - Postcheckkonto: Frankfurt a. M. Nr. 424 21 und Zürich. Nr. VIII 446 74.

PREIS

70 Pf.

Aus dem Inhalt: Knut Hamsun: Eine Erzählung — H. Uhde-Bernays: Über den Essay — M. M. Rheude: Karl Kraus — Heinz Risse: Der Verrückte, Erzählung — Frank Thiess: Vergessener Stechlin — H. E. Jacob: Stefan Zweig — M. Kessel: Gogol — K. H. Ruppel: Das Zürcher Schauspielhaus — M. L. Kaschnitz: Ahasver — Eine Seite Junge Lyrik — Weitere Beiträge von W. v. Molo, R. Pannwitz, R. A. Schröder

Über das nationale Gefühl

Von Monika Mann (New York)

Es ist vorwiegend sinnlicher und ästhetischer Art (ein mir vorzügliches Gericht, Rosen- und Fliederduft in einem chinesischen Haus, macht dieses mir vertraut). Seine Geschichte und seine Ethik ist eher auf Tradition als auf Blut und Boden gebaut (ein orientalischer Künstler ist mir verwandter als ein Hamburger Kaufmann).

Heute ist das sogenannte nationale Gefühl ohnedies weitgehend kontinental geworden. (Wir, in Amerika, sprechen von „Heimweh nach Europa“; die in Europa sprechen von „europamüde“.) Die Grenzlinie ist kaum noch ein Landstreifen mit Zollbeamten, sondern der Atlantische Ozean. Da aber dieser Zwischenraum das Nichts — nämlich Wasser und Himmel — ist, trennt uns im eigentlichen Sinne nichts voneinander. Es wäre etwas anderes, wenn ein allmählicher Auf- oder Abstieg, eine Veränderung in dem Raum stattfände, der zwischen den Kontinenten liegt: der stete Gang der Elemente ist sicherlich so bindend wie scheidend. Hinzu kommt, daß die Möglichkeit des raschen Überquerens jenes Nichts das kontinentale Gefühl um ein Wesentliches verringert.

Was mich zum Deutschen abstempelt, ist negativ. Denn das Positive ist flexibel, universell. Das, was den Wert einer Persönlichkeit ausmacht, ist nicht Beschränktheit, sondern Weite: diese Weite ist keineswegs verwachsen, indifferenziert, sondern warm und artikuliert. Das Charakteristische ist immer hart an der Grenze des Parodistischen, weshalb es zum Kult zu erheben nicht erstrebenswert ist.

Das „typisch Deutsche“, „typisch Französische“, „typisch Amerikanische“ usw. neigt stets zum Lächerlichen. Freilich sucht man gerne im Menschen seine Herkunft, doch wird er liebenswert, verehrens-wert erst dann, wenn diese zwar erkenntlich ist, aber über sich selbst hinauswächst: wenn jene Herkunft gleichsam rührend durch das große Allgemeine durchschimmert. (Es freut mich gar nicht, wenn ich auf Reisen einem so recht deutschen Deutschen begegne — es mutet mich sogar peinlich an. Hingegen, sobald das „Fremde“ — nämlich das gewählte Weite — in ihm zu bemerken ist, fühle ich mich angezogen.)

„Deutsch bin ich sowieso — mein Lebensziel liegt anderswo.“ Aus einem „Sowieso“ ein Kriterium zu machen, ist absurd. Das Kriterium beginnt, wenn dies A-Priori, wenn jener Quell zu fließen anfängt, ins gottgewollte Freie dringt.

Nur im Vergleich erhält das Nationale Gültigkeit. Im Vergleich liegt aber auch schon die Annäherung, die Aneignung. Wir wägen Sitten, Menschen und Landschaften verschiedener Völker ab, um vielleicht diejenigen unseres eigenen Volkes am Ende vorzuziehen. Doch in dieses Bevorzugte haben wir unbewußt das Fremde gestreut — sonst hätte es ja nicht die Eigenschaft des Vorzugs. (Und wie kommt denn das Stolz und Überheblichkeit ins Spiel, dem Fremden gegenüber, wenn dieser doch ein unumgänglicher Faktor des Spieles ist?)

Das nationale Gefühl ist also ein auf Sinnlichkeit und Tradition zurückführendes Empfinden, das nicht fixiert oder ortgebunden sein kann, da es von Einflüssen und Bewegung bedingt ist. Was ich an der deutschen Kunst als „unsere“ Kunst empfinde, ist immer diejenige Qualität, die mir jenes „Unser“ universell erscheinen läßt: es ist das allgemein bindende, nicht das besitzende Unser. Das nationale Gefühl ist also im wesentlichen Fall übernational. (Das bloß Nationale in einem Menschen treibt mich zum A-Nationalen.) Es ist also nicht besitzendes, sondern gebendes, hinausstrebendes, allgemein bindendes Gefühl. Ein dienendes und nicht ein sich rühmendes, denn es dient der großen Weltbindung und -bildung. Nicht das Annullieren des Nationalen ist wünschenswert, aber seine Entwicklung nach dem Weltgeraden, Weltdienlichen hin. (Vielleicht zögen Dünkel und Macht dann endlich den kürzeren.)

Übrigens, behauptet man, daß irgendeine Nation, sagen wir, in der Kunst, einer anderen überlegen sei, so ist diese Behauptung irrig. Denn jede Nation hat ihre Chance in der Zeit, die wechselhaft die Völker blühen läßt oder eine Dürre über sie schickt. Die nationale Leistung ist willkürlich in der Zeit, wird abgelöst, übertroffen — sie hat keinen festen Stand in der Menschheitsgeschichte. (Da sieht man, wie wenig das Sichzugutem im nationalen Sinne taugt!)

Was die Tradition betrifft und was den Kern unseres Hangs zu ihr ausmacht, ist ein Komplexes. Was uns mit Ehrfurcht und Sympathie erfüllt bei dem Anblick eines alten französische

schen oder italienischen Städtchens, ist nicht allein das Alte an sich, sondern sein Hineinragen, das Sichvermischen ins Neue: alles Rührende und Erhabene ist eine Fusion, ein Zusammenstoßen zweier Elemente. Und also ist jene unsere Traditions- liebe auch eine Zukunfts- liebe — und umgekehrt.

In traditionsärmeren, jüngeren Gefilden wie Amerika ist der Hang zum Alten besonders stark (eine 300 Jahre alte Kirche in Neuengland mag den Stolz der Nation bilden): hat man doch das Material ganzer Schlösser aus Spanien und anderen geschichtegründigen Ländern herübergeschleppt und sie auf jungem Boden aufgebaut. Dies Verfahren ist aber kein „Spülen“, sondern ein echtes Bedürfnis, Neues und Altes zu verbrüdern.

Unsere Bindungen sind immer vorwärts und rückwärts gerichtet, nach der Vergangenheit und Zukunft, nach Herkunft und Mündung. Das Nationale ist eine Komponente jener Bindungen und fügt sich in dies Doppelwesen ein.

Das Element der Sinnlichkeit und Ästhetik spielt — wie schon angeführt — eine große Rolle im sogenannten nationalen Gefühl. Das Gefühl der Heimat berührt mich in der Ferne beim Anblick jener Blumen, die bei uns zuhause im Garten blühen; bei dem Aroma des feuchten Waldbodens, wie ich ihn kannte in meinem Geburtsland; bei dem weidenden Vieh auf den Wiesenhängen, wie ich es sah in Oberbayern sah; bei dem komisch-erquickenden Duft der Heuente im Juni — wie im Juni auf unseren Feldern ... Tausende von Meilen fort — über tiefe Wasser hinweg — in der Fremde, erlebe ich es wieder, das Bei-uns, das Zuhause — Heimat! Der gleiche Vogel-sang, die gleichen Zitronenfalter in der Septembersonne über der lehmigen Straße, in der Wagenfurden sind, der gleiche Schrei des Hahnes, der mich morgens um sieben aus dem Schlaf weckt, das gleiche Säusen des Windes um das Haus, die gleichen abendlichen Wolken — silbrig im Osten, rot im Westen, das gleiche Himmelsblau. All dies Heimatliche gibt es weit, weit fort in der Fremde. Wie weit erstreckt es sich in die Welt hinein!

Natürlich, wo immer man auf Schönheit, auf Größe des Geistes trifft, fühlt man sich, im erhabenen Sinne, angeheimelt — und sei es auch exotischer Art: mit der Farbenschönheit eines persischen Teppichs oder mit der durchsichtigen Tiefe einer indischen Weisheit oder mit der musikalischen Schönheit einer griechischen Statue sind wir schnell vertraut. Und ob die Großen nun Dante, Shakespeare, Buddha oder Goethe heißen — sie verleugnen ihre Herkunft nicht, aber sie ragen weit in die Welt hinein, wo Nationen, Kontinente in bare Größe münden und verschwinden.

Schönheit, Geist, Sentiment, Humor — wie international, wie universell sie sind! Lachen wir weniger herzlich über einen amerikanischen oder englischen Komödianten als über einen „unserer“ Komiker? Ein riesiger Zuschauersaal mit allen Nationen lacht über eine gute Chaplinade: und Lachen ist eine der ursprünglichsten Äußerungen, es greift auf das Kind im Menschen zurück, auf seine Herkunft, was wieder beweist, wie weitläufig das nationale Gefühl ist.

Tausenden von Menschen bietet sich heute das Problem des Entwurzeltheits, allen, die ihr Zelt notgedrungen in der Fremde aufschlugen. Viele machten aus der Not eine Tugend und stürzten sich kopfüber in die neue Heimat, so daß sie, entsprechend getauft und akklimatisiert, wieder emportauchten. Andere indes bohren und nagen noch immer an dem Verlorenen herum, bejammern, erträumen und verklären es und glauben, mit dem Vaterland die Lebensluft eingeatmet zu haben. Zwischen oder über diesen beiden Extremen von Emigrantentypen gibt es noch diejenigen, die organisch — mit Leib und Seele — allmählich in die Fremde, Ferne, Weite hineinwachsen — und das Nahe, Vertraute in ihr wiederfinden.

Das Bild, das vor kurzem mir all diese Gedanken eingab, will ich zum Schluß noch aufzeichnen.

In der Nähe des alten Städtchens Stockbridge in Neuengland liegt, ziemlich abseits von der Straße, versteckt, ein Weiher im Laubwald. Ein kaum ausgetretener Pfad führt durch Gebüsch auf diesen licht verschwiegene Fleck, den die Natur sich wohl-tätig dorthin erdacht. Erst sieht man ein braunes spiegelglattes Wasserband, an dessen Rande halbversunkene Kähne schlafen und allerlei Stauden hängen. Und die Spiegelallee mündet in den

Fortsetzung S. 2, Spalte 2

Fortsetzung von S. 1, Spalte 2

Weiher, der reigenartig von Bäumen umgeben ist. Drüben, wo sich der Reigen öffnet, verebbt der Teich seerosenbedeckt und schilfdurchzogen im Land. Von einem Wasserfall, der seitlich in ein Stauwerk stürzt, fließen immer neue Quellen in den Weiher. – Das Sanfte, ein wenig traurig Einschmeichelnde dieses Platzes – die Braun- und Silbertöne des Wassers im grünen Baumrund, das gegen blühende Wiesen und Himmelsblau sich auftut, hatte ich sogleich lieb gewonnen. Ich habe es sogleich in mein Inneres aufgenommen: ein bißchen Unschuld, ein bißchen Einsamkeit, ein bißchen Märchenruh von einst – von damals und morgen.

Zu Beginn des Herbstes nun, an einem sehr warmen Mittag, verspürte ich wieder Lust, dorthin zu gehen. Als ich den schon gelblich buschigen Pfad zurückgelegt hatte, fand ich das dunkle Wasserband – die Vorhalle gleichsam zu dem Hauptsaal dieses Naturtempels – in besonderem Spiegelglanz, über den die Zweige ihre bunten Schatten warfen. Neben mir rauschte der Wasserfall – mit seinem geruhsamen Brausen, das uralt und frisch in den Sinn dringt. Der kleine See aber und seine Umgebung boten sich in einem solchen Festgewand, daß ich vor Entzücken ein wenig ratlos war: drängt es einen doch, den schönen Anblick gleich zu erzählen, zu malen, zu singen . . . Zu erzählen ist jener Anblick kaum, weil in seiner strahlenden Zartheit, in seiner lieblichen Pracht nichts als Stille herrschte. Zwar war es keine starre Stille, sondern eine fließende, schwebende – so erfaßte sie mich. Und auch mein Auge fing dies Bild nur schwebend auf – es war wie Traum. Und doch so wirklich – gehauchte Wirklichkeit. Die jungen Laubbäume tanzten und schmiegt sich um die Ufer hin – in fein gegliederten und schimmernd abgetönten Gruppen und Reihen – gleich einem Göttingenballett. Ihre kupfernen, braunen, gelben, violetten Blattschleier, ihre unsagbar holde Buntheit sank in das dunkle Naß als Widerschein – und der Himmel selbst breitete still seine lachende Bläue darüber. Dort hinten bei den Seerosen und dem Schilf ging alles in einen ganz dünnen goldenen Dunst auf. Mir war's vertraut und schwebend – wie Erinnerung.